

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.	7
Verlassen und doch geliebt	9
Schwere Kindheitsjahre	12
Gefährliche »Spiele«	17
Ich mache eine Ausbildung	23
In der Familie regt sich was	26
Ich lerne endlich meine Mutter kennen	28
Rückblick auf meinen religiösen Werdegang.	35
Wie ich Jesus fand und wirklich Christ wurde	40
Vieles verändert sich	48
Ich werde Evangelist	53
Neues von Mutter.	57
Endlich gute Nachrichten	61
Zu Jesus kommen heißt,	65
1. ... an die richtige Adresse gehen.	68
2. ... sein altes Leben verlassen.	69
3. ... bewusst sein Nachfolger werden.. . . .	70
4. ... Vergebung erlangen.	70
Buchempfehlungen	75



JOSCHI IM LAGER

VORWORT

Wenn ich heute über mein Leben nachdenke, kann ich dem Herrn nur für alle Führung danken und darüber staunen. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn Jesus Christus nicht in mein Leben gekommen wäre? Vielleicht wäre ich ein braver Familienvater geworden, aber vielleicht auch geschieden wie meine Eltern und etliche meiner alten Freunde und Schulkameraden. Vielleicht wäre ich auch schon nicht mehr am Leben wie einige meiner Kindheitsfreunde und ehemaligen Arbeitskollegen.

Aus zerrütteten Familienverhältnissen heraus kam ich mit 17 Jahren zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Das ist nun schon 40 Jahre her.

Immer wieder neu darf ich erfahren, dass sich das Leben mit Jesus lohnt. Gott hat mich reich beschenkt. Ich habe eine herrliche Frau und eine wunderbare Familie.

Unsere drei Kinder gehören alle dem Herrn und auch ihre Partner sind überzeugte Christen. Bisher habe ich vier phantastische Enkelkinder, die mein Leben reich machen und mich immer wieder begeistern.

Begeistert bin ich auch von meiner Arbeit als Evangelist. Seit nunmehr 25 Jahren darf ich unterwegs sein und anderen Menschen von meinem Herrn und Heiland, Jesus Christus, erzählen. Ihm gebührt aller Dank und alle Ehre.

Zu seiner Ehre habe ich auch dieses Büchlein über mein Leben geschrieben. Es wäre mir eine Freude, wenn die Leser erkennen würden, dass wir, auch wenn Menschen uns verlassen, doch stets von Gott geliebt sind.

Joschi Frühstück



DIE ELTERN MIT JOSCHI UND ZIZA



JOSCHI UND ZIZA

VERLASSEN UND DOCH GELIEBT

Geboren wurde ich im August 1950 in Oberammergau.

Mit meiner Schwester wuchs ich bei unserer Großmutter väterlicherseits in einem Barackenlager in Oberammergau auf. In diesem Lager, das im 2. Weltkrieg wohl als Kriegsgefangenenlager gedient hatte, lebten Flüchtlinge aus ganz Osteuropa.



Die meisten Familien kamen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die nach dem Krieg hinter dem eisernen Vorhang lagen. Mein Vater war Flüchtling aus Ungarn.

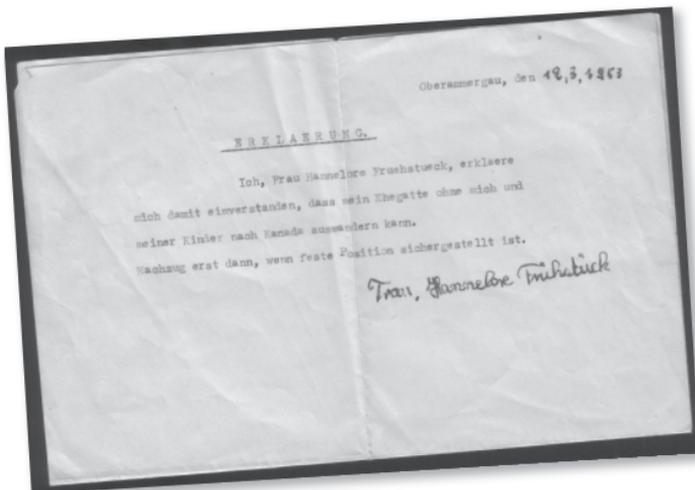
Nur wenige der Familien im »Lager« hatten Väter. Viele waren im Krieg geblieben, und nur ihre Frauen und Kinder gelangten bei der Flucht in den Westen.

Vater war bei der Berufsfeuerwehr in der amerikanischen Kaserne in Oberammergau beschäftigt. Der Schichtdienst brachte es mit sich, dass er zu den

verschiedensten Zeiten nicht zu Hause war. Mutter nutzte diese Abwesenheiten und verbrachte ihre Zeit mit anderen Männern. Sie war wohl kein Kind von Traurigkeit, und Männer waren ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Mutter stammte ursprünglich aus der Gegend um Bad Mergentheim. Sie ist allerdings in der Nähe von München geboren. So ganz genau weiß ich das nicht, denn sie verschwand, als ich drei Jahre alt war.

Meine ein Jahr jüngere Schwester Anni und ich erinnern uns nicht sehr an sie. An meinen Vater habe ich eigenartiger Weise noch manche Erinnerung, obwohl ich erst knapp drei Jahre alt war, als er nach Kanada auswanderte.

Soweit ich feststellen konnte, wollte mein Vater meiner Mutter die Chance auf einen neuen Anfang geben. Er wollte mit uns allen nach Kanada, wo niemand Mutter und ihr Vorleben kannte. Nach dem Tod seines Vaters, meines Großvaters, ging er im Mai 1953 mit schriftlichem Einverständnis meiner Mutter auf ein Schiff, das ihn in die neue Welt brachte.



Bereits ein Jahr später hatte er in Kanada alles soweit geregelt, dass Mutter mit meiner Schwester und mir hätte nachziehen können. Wir standen als Emigranten unter dem Schutz der Vereinten Nationen. Die Originalausweise bekam ich 1993 bei einem Besuch in Kanada von meinem Vater.

Warum Mutter nicht mit uns zu Vater nach Kanada gezogen ist, weiß ich bis heute nicht. Ich weiß nur, dass sie im Sommer 1953 für uns von der Bildfläche verschwand. So wuchsen wir Kinder bei der Oma auf.



SCHWERE KINDHEITSJAHRE

Unsere Kindheit war nicht so einfach. Oma sorgte so gut es ging für uns. Sie liebte uns, konnte aber finanziell keine großen »Sprünge« machen. Sie hatte eine kleine Sozialhilfe und bekam für uns Kinder etwas Beihilfe dazu. Zweimal im Jahr erhielten wir einen kleinen Zuschuss für Kleidung und Schuhe. Obwohl nicht viel vorhanden war, vermissten wir eigentlich nichts.

Ich erinnere mich, dass es im »Lager« einen kleinen Laden gab. »Kalina« hieß der Besitzer. Auch er war ein Flüchtling aus den deutschen Ostgebieten. Eine besondere Erinnerung an Herrn Kalina ist die, dass er jedes Fünf-Mark-Stück auf die Theke fallen ließ, um es am Klang auf Echtheit zu prüfen. Eines Tages, ich muss so fünf Jahre alt gewesen sein, kam Oma zu uns in den Kindergarten und teilte uns mit, dass bei »Kalina« ein Eis für uns bezahlt worden sei. Was war ich stolz, als ich das Schokoladeneis, »Jopa« am Stiel, es hatte 10 Pfennige gekostet, abholen durfte.

Auf der anderen Seite bekamen wir, mangels Masse, oft nicht das, was wir brauchten. Schulhefte, Bleistifte,

Spitzer oder dergleichen waren für uns oft in weiter Ferne. Wenn wir im Laufe des Schuljahres so etwas benötigten, war Oma die falsche Adresse. Sie klopfte sich dann mit der rechten Hand auf ihr Gesäß und schrie: »Da, da, da, geh zum Lehrer und sag ihm, er kann mich buckifünferln (am A... lecken).« Das hätten wir uns getrauen sollen – ich bin sicher, das hätte Prügel bedeutet.



Ein Ereignis hat sich mir tief ins Gedächtnis geprägt. Es war in meinem sechsten Schuljahr, für den Werkunterricht sollten wir Bast mitbringen. Es kostete 35 Pfennige und Oma führte wieder ihre Standardreaktion auf. Ich musste ohne das nötige Bastelmaterial zum Unterricht gehen. Aus Scham sagte ich meinem Lehrer, Herrn Weiß, nicht, dass ich den Bast nicht kaufen konnte. Herr Weiß hatte im Krieg ein Bein verloren, war aber einer der nettesten Lehrer meiner Schulzeit. So log ich ihn an und sagte, dass ich den Bast vergessen hätte.

Eigentlich hoffte ich, ich würde in der Schule wel-



EINSCHULUNG 1956

chen bekommen. Aber leider war es nicht so. Herr Weiß schickte mich los, den Bast zu holen. Der Spott meiner Klassenkameraden war groß und ich schämte mich in Grund und Boden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als loszugehen. Es gab nur einen Laden, in dem man den Bast kaufen konnte. 35 Pfennige, unerschwinglich für einen Jungen wie mich. Ich drückte mich in dem Laden herum, bis sich eine günstige Gelegenheit ergab. Das Herz schlug mir zwar bis zum Hals, aber

der Bast verschwand unbemerkt in der Hosentasche meiner Lederhose.

Auf diese Weise »besorgte« ich manche meiner nötigen Schulsachen. Aber immer hatte ich Gewissensbisse.

Damals habe ich mir vorgenommen: »Wenn ich einmal Kinder habe, sollen die immer alles bekommen, was sie brauchen.« Gott sei Dank, das Versprechen konnte ich halten.

Zu der Zeit war es nicht so einfach, in Oberammergau zu leben, jedenfalls nicht für uns Flüchtlingskinder. Für die Einheimischen waren wir Eindringlinge, die nicht hierher gehörten. Unser »Lager« war wie ein Ghetto, und wir waren eben die »Flüchtlingskraddler aus dem

Glasscherbenviertel«. Die Kinder im »Lager« hielten aber zusammen, und es war immer eine große Schar, die gemeinsam spielte. Wenn nötig, kämpften wir auch mal zusammen gegen die »Rainenbichler«, das waren die Kinder aus der Straße gegenüber des Lagers.

Allerdings durften nicht wirklich alle Kinder mit allen spielen. Die, die Vater und Mutter hatten, waren scheinbar die etwas besseren Leute als die, deren Väter im Krieg geblieben waren oder sonst wo. Mein Vater war in Kanada und der Ruf meiner Mutter nicht besonders gut. Daher waren eben auch wir Kinder schuldig und mussten zusehen, wie wir klarkamen.

Meine besten Freunde waren die, mit denen ich in die gleiche Klasse ging und die auch keinen Vater hatten.

Da waren die Brüder Gustl und Robert B. und Gerd N. Mit ihnen konnte ich fast alles unternehmen, was Spaß machte. Vor allem die B.-Buben konnten tun und lassen, was sie wollten. Wir stahlen irgendwo Bretter und Balken und bauten an ihrer Baracke einen Schuppen. In diesem Schuppen verbrachten wir viele schöne Stunden. Es waren besonders enge Verbindungen, die erst Jahre später, nach unserer Lehrzeit, abbrachen. Robert hat sich dann später, aus Angst vor Krebs, erhängt.



JOSCHIS SCHULKLASSE 1956/57